

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 9 (1925)
Heft: 9-10

Artikel: Zu Konrad Ferdinand Meyers 100. Geburtstag : (11. Weinmonat)
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419581>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 5 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftsstelle in Küsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). Druck: G. Feli, Bern.

Einladung zur Jahresversammlung

auf Sonntag, den 25. Weinmonat 1925, ins Junsthhaus zur Waag (Münsterhof) in Zürich.

Vormittags punkt 10 Uhr:

Tagesordnung:

- Geschäftsitzung:**
1. Bericht über die letzte Jahresversammlung.
 2. Jahresbericht des Vorsitzers.
 3. Bericht des Rechnungsführers und der Rechnungsprüfer.
 4. Jahresbericht des Zweigvereins Bern.
 5. Neuwahl des Vorstandes (eine Ersatzwahl).
 6. Arbeitsplan, Anträge und Anregungen der Mitglieder.

Vormittags punkt 11 Uhr:

Öffentlicher Vortrag von Herrn Sekundarlehrer Böllmij von Wattwil: über „Ulrich Bräker, den Armen Mann im Tockenburg.“

12 Uhr: Fortsetzung der Geschäftsitzung.

1 Uhr: Gemeinsames Mittagessen (zu Fr. 3.20).

Vorstandssitzung: Samstag, den 24. Weinmonat, abends 8 Uhr, im „Waagstübli“.

Werte Mitglieder! Wir erwarten Sie zahlreich zur jährlichen Tagung und bitten besonders die Mitglieder von Zürich und Umgebung, in Bekanntenkreisen auf den öffentlichen Vortrag über den Armen Mann im Tockenburg aufmerksam zu machen und Gäste mitzubringen. Der Redner hat sich vor zwei Jahren vorteilhaft bekannt gemacht durch eine gründliche, auf vollständiger Quellenkenntnis beruhende Darstellung der Persönlichkeit des Nappis Ueli, eine Darstellung, die zugleich ein Kulturbild aus dem 18. Jahrhundert gewährt.

Der Ausschuss.

Zu Konrad Ferdinand Meyers

100. Geburtstag

(11. Weinmonat).

Leben und Wirken dieses Mannes hat unser Sprachverein gewürdigt in Heinrich Stiefelbergers „Volksbuch“ (Nr. 2), das wir bei der Gelegenheit unsern Mitgliedern wieder einmal lebhaft empfehlen, und in Tageszeitungen, Zeitschriften und Gedenkfeiern wird in diesen Tagen darüber viel gesprochen; wir dürfen darum hier schon eine Einseitigkeit begehen und uns auf sein Verhältnis zum Deutschtum und insbesondere zur deutschen Sprache beschränken.

Konrad Ferdinand Meyer ist gewissermaßen noch mehr Schweizer als Gotthelf und Keller. Gotthelf ist fast ausschließlich Berner und schaut selten über die Eggen des Emmentals hinaus, dafür freilich um so tiefer in die Gräben hinein. Keller ist schon mehr Deutschschweizer, aber erst Deutschschweizer, zu den Welschen hat er eigentlich kein Verhältnis; er ist auch nie über Murten hinausge-

kommen. Erst Meyer ist „Gesamtsschweizer“, da er den Welschen auch persönlich sehr nahe gekommen ist; er hat in den Nöten seiner Lehrjahre dort verständnisvolle Aufnahme, ja geradezu eine zweite Heimat gefunden*).

Um so schwerer wiegt es, daß unser Dichter den Siebzigerkrieg in „gereistem Stammesgefühl“, wie er selbst es nennt, im Herzen wie Gottfried Keller, aber im Gegensatz zur Masse ihrer zürcherischen Mitbürger, auf deutscher Seite mitmachte. Natürlich wollte auch er an dem durch den Schwabenkrieg geschaffenen Zustand, der staatlichen Trennung der Schweiz vom Reich, nicht gerüttelt wissen, im übrigen aber bekannte er sich oft und gern zum Deutschtum. Man kann seine Stellung nicht besser wie-

*) Dagegen war es eine arge Uebertreibung, wenn Herr Professor Dr. Bohnenblust seinerzeit in einer Auseinandersetzung mit dem Sprachverein behauptete, Meyer habe „Genf als seine wahre geistige Heimat“ bezeichnet; wenigstens findet sich weder in Meyers Briefen, noch in den Erinnerungen seiner Schwester, noch in Adolf Freys Lebensbild ein Beweis dafür. Die kühne Behauptung beruht wohl auf einer Verwechslung mit — dem italienischen Grafen Ricafoli, bei dem Meyer auf Besuch war und von dem Adolf Frey den Ausspruch überliefert.

dergeben als mit seinem öffentlichen Geständnis: „Der schweizerische Schriftsteller (gemeint ist hier der deutsch-schweizerische) soll das Bewußtsein der staatlichen Unabhängigkeit seiner Heimat und dasjenige ihres nationalen Zusammenhangs mit Deutschland in gleicher Stärke besitzen.“ (Meyer braucht das Wort „national“ wie Keller im Sinne von Stammeszugehörigkeit und Sprachgemeinschaft, also nicht für Staat und Vaterland).

Diesem Verhältnis entspricht seine Stellung zur Muttersprache. Er bemühte sich mehr als andere Schweizer Dichter, ein mundartfreies Schriftdeutsch zu schreiben, aber andererseits schrieb er auch sehr fremdwortfrei und wagte sogar, fremde Eigennamen zu übersetzen: Grace in Gnade, Graciusus in Gnadenreich, ja für Qui vivra, verra sagt er einmal: „Wer lebt, der erfährt's“. Was wir „ein trauriges Subjekt“ nennen, läßt er einen „traurigen Gegenstand“ heißen. Sein Verhältnis zum Fremdwort hat er ausgedrückt in den Versen:

Was spricht der Geck das liebe Deutsch nicht rein
Und wirft so garstige fremde Brocken ein?

Seine Freude an der schriftdeutschen Muttersprache liegt in den Worten:

Und durch der Sprachen brausendes Getön
Wie klingt das Erz der deutschen Zunge schön!

Er war unser!

Im Anschluß an diese Dichter-Ehrung gedenken wir dankbar unseres ehemaligen Mitglieds Jakob Christof Heer, der seine Laufbahn vollendet, und rufen einem andern, Josef Reinhart, zum 50. Geburtstag (1. Herbstmonat) noch unsern herzlichsten Glückwunsch zu.

Die Großschreibung der Hauptwörter.

(Fortsetzung)

Aber wie gesagt, es ist manchmal schwierig, die Grenze zu ziehen, und es empfinden auch nicht alle Menschen in allen diesen Fällen gleich, doch lassen sich die Unterschiede in der amtlichen Schreibung zur Not immer noch rechtfertigen. So auch noch bei „Vornehme und Geringe, arm und reich“ (je zwei werden natürlich gleich geschrieben). Beim ersten Wortpaar denken wir noch an mehrere einzelne menschliche Wesen, also an Gegenstände, und schreiben sie deshalb groß; beim zweiten Paar denken wir schon mehr an eine unbestimmte, verschwommene Masse; die Eigenschaftswörter sind ohne weiteres Bemühen einfach hingestellt, während zu vornehm und gering die Endung e hinzutritt, um anzudeuten, daß solche Wesen in mehreren „Exemplaren“ vorhanden seien. Also schreiben wir zwar arm und reich, aber Arme und Reiche (auch der Arme und der Reiche) und umgekehrt Vornehme und Geringe, aber vornehm und gering, hoch und niedrig; zwar: „Große und Kleine, Alte und Junge nahmen am Feste teil“, aber: „groß und klein, alt und jung nahm teil“.

Nahe verwandt ist der Fall: es ist ein leichtes, dies oder jenes zu tun (z. B. das Schwierigste zu überwinden). Gewiß kann man sich dabei denken: es ist eine leichte Aufgabe, also ein leichtes Ding, aber wir denken nicht so, wir denken ziemlich genau dasselbe wie bei „es ist leicht“, also schreiben wir's auch klein wie dieses. Ebenso kann man sich bei „Es ist das schwierigste“ hinzudenken „Ding, Aufgabe“, sollte es also groß schreiben, aber wir denken nur: „es ist sehr schwierig“ und schreiben's deshalb klein. Ähnlich ist es wieder beim höchsten Grad der Klugheit. In der Redensart „Der Klügste (oder eigentlich: der Klügere, da zu einem Streit gewöhnlich nur zwei gehören) gibt nach“ schreiben wir das fragliche Wort groß,

weil wir dabei an einen ganz bestimmten Menschen, also an einen Gegenstand denken; aber in der Frage „Wer von euch ist der klügste?“ stellen wir uns die Sache eher so vor: alle sind (mehr oder weniger!) klug, einer ist nun klüger als der andere, und ein dritter ist noch klüger, er besitzt die Eigenschaft der Klugheit im höchsten Maße, — wir empfinden es also mehr eigenschaftswörtlich als hauptwörtlich.

Aber wenn wir nun schreiben: etwas Gediegenes, etwas Lächerlicheres, sollten wir doch auch schreiben „etwas Weniges“, und doch heißt es „etwas wenigens“; wenn die Mutter sich rühmt, ihr Bestes getan zu haben, darf sie gewiß auch schreiben, ihr Möglichstes getan zu haben, und doch schreibt sie mit Duden „ihr möglichstes“. Aber zwischen „gediegen“ und „lächerlich“ einerseits und „wenig“ und „möglich“ andererseits empfindet man doch einen kleinen Unterschied. Die ersten beiden Wörter drücken eine wirkliche Eigenschaft aus, die einem Gegenstande anhaften kann; bei „wenig“ und „möglich“ kann man sich doch weniger denken, sie sind blasser, unbestimmter, kommen freilich gerade darum auch häufiger vor und werden zu stehenden Verbindungen und geläufigen Formeln, sie sinken beinahe zu unbestimmten Fürwörtern herab und werden wie solche klein geschrieben. Das sind freilich schon arge Düstereien und Haarspaltereien, die sich nur dadurch rechtfertigen lassen, daß sie — amtlich genehmigt sind und viele ehrbare Leute in abhängiger Stellung darauf angewiesen sind, „orthographisch richtig“ schreiben zu können. Wobei der Vorgesetzte häufig zufällig nur gerade die eine Regel kennt und gegen die andern auch Fehler macht, aber er ist halt der Vorgesetzte und darf auf seinen Kenntnissen herumreiten.

Fast noch schlimmer ist die Unterscheidung: das Vorstehende und folgendes. Beim ersten Wort steht der bestimmte Artikel, also bezeichnet es etwas Bestimmtes, Gegenständliches und wird daher der Großschreibung gewürdigt, das zweite Wort ist unbestimmter, wird also klein geschrieben. Umgekehrt hätte es also heißen können oder müssen: „Ich rate euch das Folgende: Befolgt vorstehendes.“ Scheinbar gegen diese Logik schreibt man aber „im folgenden“, obschon in dem „m“ des Wortes „im“ der bestimmte Artikel „dem“ steckt. Ähnlich hält man's bei dem herrlichen Worte „obig“. Man schreibt „obiges“, aber „das Obige“ (und „der Obige“), nach der erwähnten Regel; dazu paßt auch noch „in obigem“, weil da kein bestimmter Artikel drin steckt; doch schreibt man auch „im obigen“, obschon „im“ (= „in dem“) den bestimmten Artikel enthält, — offenbar um eine noch feinere Unterscheidung auszudrücken (und eine noch ärgere Erzsulmeistererei anbringen) zu können. Laut Duden schreibt man nämlich „im obigen“, aber „in dem Obigen“. Das ist wirklich geistreich! „Im obigen“ bedeutet nämlich ziemlich unbestimmt „weiter oben“, wie „im folgenden“ „weiter unten“; es ist da in der Tat weniger an etwas Bestimmtes, räumlich Abgeschlossenes gedacht, als wenn man auf „das Obige“, „das Folgende“ hinweist; „in dem Obigen“ heißt nämlich (nach Duden) „in dem oben Erwähnten“ und weist wieder auf eine ganz bestimmte Stelle hin. — Das ist alles logisch ungeheuer fein ausgedacht und mag richtig sein, ist aber ziemlich verlorene Liebesmüh.

Ebenso geistreich ist die Unterscheidung: „eines Bessern belehren“, aber: „eines andern belehren“. Im ersten Fall denkt man vielleicht an etwas Gegenständliches; denn das andere ist doch noch eine bessere Sache, „ander“ aber sagt eben gar nichts, als daß es nicht das erste sei; es ist ein